Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 30 (1940)

Heft: 51

Artikel: Der Sohn

Autor: Widmer, Wally

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649547

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Sohn

Die alte Sägerei liegt abseits von Dorf und Bahnhof, gleichsam im Dreieck zu ihnen, und wenn am Morgen die ersten Sonnenstrahlen über sie hinbligen, scheint es, als löse sich ihre Baufälligkeit in vielen leuchtenden Farben auf. Jest, wo die Abendschatten sie langsam verhüllen, ist nichts mehr von dieser Buntheit zu sehen.

Vorsichtig klopft der Meister die Pfeise aus, gleitet von der Ofenbank und nimmt die Laterne vom Schaft. "Ich gehe", sagt er, indem er die Türe öffnet.

Die Frau antwortet nicht. Sie nickt nur kaum merklich, wie um zu sagen, daß es gut sei. Eine Weise horcht sie auf die Schritte, die langsam Haus und Werkstatt durchwandern und sich gegen den Garten hin entsernen. Dann fällt die Einsamkeit in den niedern Raum. So groß und so start ist sie, daß sogar das leise Geräusch der klappernden Nadeln abbricht und die zerarbeiteten Hände wie ausgelöst in den Schoß zurücksinken.

So ist es immer gewesen, seit Frau Marta hier ihren Einzug hielt; und dabei hat schon ein ganzer Strom von Jahren jenen Tag in nebelhafte Fernen gespült: Die Laterne in der Hand wandert der Meister durch die nächtlichen Käume, macht einen Kehr um den Garten und fommt wieder zurück. "Es ist alles in Ordnung, wir können zu Bett", sagt er dann, während er die zitternde Flamme zwischen zwei Fingern erdrosselt. So sest ist dieser tägliche Kundgang in das Leben ihres Mannes eingesügt, daß er sogar an jenem Abend vor zwei Jahren, als Beter nach einem unglückseligen Streit mit dem Bater über die einsame Landstraße zog, nicht unterblieb.

Alber auf einmal dünft es die Frau, als habe sich in den letzen Tagen doch etwas geändert. Nicht, daß etwas Besonderes gescheben wäre, nur — "sein Schritt ist schwerer geworden, und er bleibt länger als sonst im Garten. Ob er dann wohl daran denkt, daß nun eigentlich alles ganz umsonst gewesen ist? Es sind harte Worte gesallen damals, und sie haben gewirft wie Rauhreif auf einer jungen Saat. Und nun? Wo Peter die Fortsetzung des Sträßchens wollte, um nicht mehr den langen Umweg über das Dorf machen zu müssen, wenn es galt, die Holzschhen zur Bahn zu bringen, da haben jetzt Soldaten einen breiten Weg quer durch den Garten gestampst und wer weiß, ob nicht sehr bald eine Straße daraus wird? Seltsam lange sind gestern die Feldgrauen am Gartenrand gestanden."

Die Frau seufzt, sauscht hinaus. Dann wandern ihre Gebanken wieder den Weg entsang, den damas ihr Sohn gegangen ift.

"... Beter! Wo er bloß sein mag? Wie anders wäre alles ohne diesen einfältigen Streit. Man wüßte, an welcher Grenze er wacht, und man könnte ihm einen Gruß schien. Man wäre auch ganz sicher, daß er alles hat, was er braucht, denn man hätte es ihm selber zurechtgemacht ... Jetz? Vielleicht hat es eine fremde Frau getan, vielleicht auch er selber."

Mit einer müden Bewegung nimmt die Frau ihre Stricksarbeit wieder auf. "Starrköpfe sind sie beide, der Bater wie der Sohn!" murmelt sie bekümmert.

Etwas später fommt der Meister zurück. Er drückt die Kerze aus und stellt die Laterne auf den Schaft; dann steht er noch eine Weile neben seiner Frau am Fenster. Wie ein ungeheurer Schattenriß steigt drüben das Dorf aus der Erde. Ein einziger schwacher Lichtschein legt sich gleich am Ansang quer über die Straße, man sieht seine Quelle nicht, aber man weiß, daß er aus dem Wirtshaus kommt. Die andern Kenster sind dunkel.

"Sogar daran merkt man es, daß wir in einer neuen Zeit leben", murmelt der Meister; "sie gehen noch früher als sonst zu Bett, um das Licht zu sparen."

Die Frau hebt den Blick und wirst ihn forschend in die abgedunkelten Züge ihres Mannes. Er spürt ihn und dreht sich um. "Gehen wir auch", tönt es trohig über seine Schultern zurück.

Schwarz wölbt sich die Nacht über dem schlasenden Dorf. Kein Stern leuchtet am traurig verhüllten Himmel. Gegen Mitternacht erwacht der Meister. Er hebt den Kopf, horcht — irgendwo ertönt eine Glocke. Aber nur eine einzige Schwingung schlägt an sein Ohr, und er errät darum nicht, wie spät es ist. Und dann ist es wieder nur noch der Wind, der sorglos über die Büsche streichelt.

Der Mann tastet nach dem Bettpsosten, um sich zu überzeugen, daß sein Gewehr noch dort stehe und dreht sich wieder auf die Seite. Aber auch die Augen seiner Frau sind jetzt groß ausgeschlagen, und von ihren halbverborgenen Lippen kommt es seise:

"Es ist jemand unterwegs, ich habe es ganz deutlich gehört." Und wirklich: Mitten in ihr Flüstern hinein hebt das Geräusch wieder an; gerade, als ob einer die Erde umgrabe, drüben bei den Johannisbeerbüschen. Der Meister gleitet vom Lager, schlüpst in die Kleider und verläßt die Kammer.

Eine Weile später tritt er in den Garten. Die Johannisbeerbüsche bewegen sich hin und her, er sieht es durch das Duntel. Aber noch ein anderer Schatten bewegt sich. Zuerst ist er groß und schmal, aber auf einmal fällt er in die Büsche zurück. Ein Feldgrauer kauert über der Erde, zerrt am Stamm eines Busches und reißt ihn endlich aus dem Grund. Dann dreht er sich langsam ins Licht: Es ist Peter.

überrascht und gereizt zugleich fragt der Meister, was er hier tue. Peter zuckt mit den Schultern, klatscht den Grund von den Händen und erhebt sich. Dann geht er zum Birnbaum, und gesolgt von den fragenden Blicken des Zurückgebliebenen schlüpft er in seinen Rock und stülpt den Helm auf. Erst als dies getan ist, kommt er wieder zurück, übergibt dem Bater einen Umschlag und nimmt dann selber die Laterne.

Zwei Blätter sind es, die der Meister sorgsam entsaltet und liest: Der Ursaubsschein des Sohnes und ein militärisches Schreiben an ihn selber. Sein knapper Inhalt sautet, daß man aus besonderen Gründen gezwungen sei, den Weg durch seinen Garten zu einer Fahrstraße auszubauen, und daß man ihn darum bitte, ein weiteres Stück Land dafür zur Berfügung zu stellen. Die Blätter in den händen des Meisters knistern leise.

"So also steht es", denkt er. "Und mein eigener Sohn hat mir diesen Wisch gebracht. Und jetzt wartet er mit Ungeduld darauf, seiner Schadenfreude Luft zu machen."

Noch vieles fällt ihm ein, das ihm das Blut heiß durch die Abern treibt. Mit einer zornigen Bewegung hebt er den Kopf, öffnet die Lippen — aber dann ift es ihm plöglich, als stürze all das, was er zu sagen im Begriffe war, wie ein gefällter Baum in ihn selber zurück. Wie anders ist dieses Gesicht ihm gegenüber. Ohne Borwurf oder Schadenfreude, sa gleichsam ohne Erinnerung steht es im schwachen Lichtschein der hochgehaltenen Laterne, und über ihm breitet sich deutlich die Prägung sener Menschen, deren Wille in der harten Schule einer höheren Ordnung eingeschmolzen wurde. Da fühlt er zum zweiten Male in dieser Nacht, daß eine neue Zeit angebrochen ist, eine Zeit, die sordert — dort draußen, wo der Lod wie ein Bucherer über die geborstenen Felder schreitet, und hier drinnen.

"Und jetzt willst du die Busche versetzen?" fragt er fast scheu. Beter nickt: "Ja, es wäre schade um sie. Sie sind doch sicher noch jung?"

Er will noch hinzufügen, daß sie jedenfalls noch nicht da waren, damals, als er fortging. Doch es geschieht das Seltsame, daß das Licht in seinen Händen zittert, und daß dieses Zittern auch über die zersurchten Züge seines Baters gleitet — und er schweigt. Er setzt Helm und Laterne neben sich auf den Boden, tritt ganz nah an den Vater heran und hebt beide Arme. Und während er sie behutsam um den Hals des Mannes legt, fühlt er sich selber umklammert, und eine Hand fährt aufgeregt durch seine Haare. Nur einen Augenblick lang dauert es, dann steht er allein am Rande des Lichtkreises.

Der Bater ift ins Dunkel zurückgetaucht. Vom Haus her ertönt sein Ruf:

"Mutter! Sorg' für einen guten Kaffee! Beter ist da."

Eine ferne Stimme gibt Antwort; Beter kann sie nicht verstehen. Aber eine unbändige Freude erfaßt ihn plöglich. Er eilt zu seinem Spaten, hebt ihn auf und stößt ihn erneut in die seuchte Erde. Lautsos, aber in fast wilder Folge stürzen die Schollen von der blanken Schausel.

Und dann fommt auch der Bater wieder zurück, und zusammen graben sie die beiden letzten Büsche aus. Wally Widmer.

Sehnsucht nach Weihnachten

Rriegszeit. Reiner ist gefeit — feiner vor Schuld, keiner vor Leid.
Und ein Schrei will sich entwinden:
Laß den Krieger nach Hause sinden!
Laß von Wahn und Haß uns gesunden!
Heile — o wie heilst du all die Wunden,
gnadenreiche Weihnachtszeit?

D, 's ist nichtenur Christbaumschein, nicht die traute Stube allein was die nahe Heilige Nacht uns so köstlich macht...

Rriegszeit. Reiner ist gefeit — aber allen ist das Hoffen, ist der Blick ins Freie offen, und durch manche Seele, die da trauert, webes Glück der Sehnsucht schauert, daß es einmal wahr soll werden: Friede auf Erden!

Robert Mächler

Erbsen und kein Ende

Wieviele Erbsen waren es?

Erbsen, nichts wie Erbsen ... Und Zahlen, nichts wie Zahlen ... Erbsen, Zahlen ... Zahlen, Erbsen ... Das hatte einem bereits dis in die Träume verfolgt. Nun ist es vorbei, Gottseizdanf; der Kartensegen hat aufgebört sich ins Haus zu ergießen, die Bestellungen, Telesone und Briese in Sachen des Wettbewerbs bleiben nun aus; eine Stille herrscht jetzt hier, die mutet einen an, als ob eine gewaltig lärmende Maschine soeben abgestellt worden wäre. Ja, nun ist der Wettbewerb zu Ende ... Gottseidanf ...

Nachdem der städtische Eichmeister das amtlich geprüfte Litergefäß mit Erbsen gefüllt hatte, füllte Herr Notar Fleuti am 6. November nachmittags Punkt zwei Uhr diese Erbsen in eine Ovomaltine-Büchse um, die er dann vor Zeugen eigen-händig versiegelte. Bom 16. bis zum 30. November war sie dann zur Besichtigung in einem Schausenster des Wollenhofs an der Waaghausgasse ausgestellt.

Wieviele Erbsen waren darin? Niemand hat es gewußt, bis es vorhin ausgekommen ist. Aber alle meine Bekannten haben mir diese Kenntnis immersort unterstellt, und mit ihren Fragen, Bersprechungen und Drohungen haben sie mich fast aus dem Häuschen gebracht. Dafür fand sich aber auch ziemlich viel Humor in der Wettbewerbskorrespondenz; das konnte einem für die Mühe und den Arger ein wenig schadlos halten.

"Wieviele Erbsen sind in der Büchse?" hat einer geschrieben. "Es sind 1000 Erbsen in einer großen Büchse und es wird auf sein. Es grift tich 2000 "

gut sein. Es grüßt sich ... NN ..."
Ein anderer schrieb: "Nehme Teil an Ihrer Wetbewerbe. In dieser Büchse sind genau 5000 Erbsen. Wen Sie noch mehr einbriengen, so können Sie sich bei mir vorstellen."

Schlauer als andere war folgende Antwort: "In einer Ovomaltine-Büchse sind keine Erbsen, sondern Ovomaltine." Solche und ähnliche Briefe find in großer Jahl zu uns gefommen. Aber größer und immer größer wurde die Flut der einlaufenden Gutscheine; mit Rücksicht auf diesen Ersolg wurde dann die Eingabefrist, die ursprünglich bis zum 2. Dezember laufen sollte, bis zum 10. Dezember verlängert.

Und die Schätzungen selber? Bon Null bis anderthalb Millionen Erbsen sind so ziemlich alle Zahlen vertreten gewesen; einige scheinen allerdings nicht Erbsen, sondern Kastanien oder Gries gezählt zu haben. Ber aber ser i ös gezählt hatte (und es sind in den setzten Bochen viel Erbsen gezählt worden, ganze Sonntage sang unter Umständen), der konnte nicht allzu weit vom richtigen Resultat landen.

Was ist nun aber die richtige Schätzung? Die Büchse ist am Donnerstagabend, es war genau 19.07 Uhr, bedingungsgemäß vom Notar geöffnet worden; die 20.37 Uhr hat er dann die Erbsen gezählt, und nach ihm hat jeweils, von hundert zu hundert Erbsen, ein Zweiter und ein Dritter seine Zahlen kontrolliert. Und dann — dann wußten wir, als erste, wieviele Erbsen fünf Wochen lang in der Ovobüchse gelegen hatten. Wiesviele waren es? Ich darf es nicht sagen, der Redaktor will das Resultat nachstehend selber verkünden.

Ganz richtig, diese feierliche Angelegenheit habe ich mir für mich selbst vorbehalten. Ich werde nunmehr also das

Resultat des Wettbewerbs

verfünden. Bon der ungeheuren Menge von Erbsen, die in den Tagen vom 16. November bis zum 10. Dezember gezählt wur-